

„Wenn das Projekt einmal konzipiert ist, muss ich nicht persönlich diejenige sein, die es durchführt.“



Foto: Florian Weichselbaumer

Dr. Kerstin Theis absolvierte von 1998 bis 2005 ein Magisterstudium (Geschichte, Anglistik, Germanistik) an der Universität zu Köln und der University of Warwick/England. Nach ihrem Studienabschluss promovierte Dr. Theis 2013 mit der Dissertation „Die Militärgerichte des Ersatzheeres am Beispiel der Divisionen Nr. 156 und 526. Tätigkeitsprofil und Spruchpraxis der Wehrmachtjustiz im ‚Heimatkriegsgebiet‘, 1939-1945“. Seit November 2012 leitet sie das Referat Nationale Forschungsprogramme und ist seit Juni 2021 stellvertretende Leiterin der Abteilung Forschungsförderung der Universität Passau.

Das Interview führten Simone Fraßa und Christoph Fürst am 26. Juli 2022.

Simone Fraßa/Christoph Fürst: Würden Sie sich zu Beginn bitte kurz vorstellen?

Kerstin Theis: Mein Name ist Kerstin Theis und ich bin an der Universität Passau seit fast 10 Jahren Leiterin des Referats Nationale Forschungsprogramme in der Abteilung Forschungsförderung. Ich bin promovierte Historikerin in der Zeitgeschichte und habe dann nach meiner Promotion 2013 nicht in die Wissenschaft gehen wollen, sondern in das sogenannte Wissenschaftsmanagement.

Wie gestaltet sich bei Ihnen ein typischer Arbeitsalltag?

Den typischen Arbeitsalltag gibt es in der Form nicht, weil wir reaktiv agieren. Wir befinden uns immer in Terminfristgeschäften, weil wir uns, beziehungsweise die Wissenschaftler:innen der Universität, sich an Ausschreibungen und Förderprogrammen der Geldgeber beteiligen, die mit Fristen und Abgabeterminen verbunden sind. Da ist immer kurzfristig etwas zu erledigen. Ich hatte heute Morgen zum Beispiel zwei Anträge, die online in ein Portal hochgeladen werden mussten, für die ich kurzfristig die Freigabe erteilen musste, u.a., weil sich Antragsinhalte kurzfristig geändert hatten. Dann hatte ich eine halbe Stunde Mitarbeiter:innenbesprechung – ich habe ein Team mit fünf Kolleg:innen. Und dann hatte ich in der Mittagspause noch eine Antragsförderberatung mit einem Professor aus dem Fachbereich Wirtschaftswissenschaften, der zu einer Projektidee meine Einschätzung haben wollte.

Haben Sie feste Arbeitszeiten?

Ja. Das ist der Vorteil des öffentlichen Dienstes. Ich bin beim Freistaat Bayern angestellt, als Referentin bzw. Leiterin des Referats. Ich habe eine Wochenarbeitszeit von 40,1 Stunden. Die Stunden werden auch erfasst. Das heißt, dass ich jeden Tag acht Stunden arbeiten muss, wobei ich gleitende Arbeitszeiten nutzen kann. In den Sommermonaten nutze ich z.B. Freitage, um Plusstunden abzubauen, und das ist in puncto Work-Life-Balance ein großes Plus des öffentlichen Dienstes.

Waren Ihnen die geregelten Arbeitszeiten wichtig bei der Berufswahl?

Ja, absolut. Während meiner Promotion habe ich wissenschaftlich gearbeitet, aber gemerkt, dass ich nicht gut abschalten kann. Selbst dann, wenn eigentlich Feierabend war, sind meine Gedanken immer um das Promotionsthema gekreist. Ich hatte auch häufig ein schlechtes Gewissen, dass ich zu wenig gemacht habe oder dass ich noch etwas machen müsste. Ich habe mich u.a. für das Wissenschaftsmanagement entschieden, weil es geregelte Arbeitszeiten gibt und die Verantwortung auf mehrere Schultern verteilt ist, was im wissenschaftlichen Bereich häufig nicht der Fall ist. Da lastet alles sehr auf einer Person. Das ist im Wissenschaftsmanagement anders, weil wir immer im Team arbeiten. Durch diese Teamarbeit ist es entlastend, und die geregelten Arbeitszeiten, die alle einhalten, funktionieren gut.

Uns als Geschichtsstudierenden und Geschichtsstudierenden würde interessieren: Warum haben Sie damals Geschichte studiert?

Ich habe damals in Köln angefangen, Geschichte zu studieren. Ich wollte eigentlich in den Bereich Journalismus und habe daher klassisch die Fächerkombination Geschichte, Germanistik, Anglistik gewählt. Im ersten Seminar hat der Dozent gebeten, dass alle Studierenden aufzeigen, die etwas mit Medien machen wollen. Da gingen dann 90 Prozent der Hände hoch und nur 10 Prozent haben Lehramt oder anderes studiert. Das war ein Aha-Erlebnis. Ich bin – wie viele andere – mit dem Journalismus-Gedanken gestartet und habe dann erst im Laufe des Studiums gemerkt, wohin meine Interessen tendieren. Ich habe z.B. auch beim WDR gearbeitet und Recherchen zu politischen und historischen Fragestellungen für das ARD-Morgenmagazin aufbereitet. Das hat mir viel Spaß gemacht, aber ein wichtiges Initialmoment war die Tätigkeit als Studentische Hilfskraft an einem Lehrstuhl. Davon habe ich sehr profitiert, von diesem Blick hinter die Kulissen. Man kennt als Student:in eher den Lehrbereich, aber weiß nicht, wie ein Lehrstuhl aufgebaut ist und was da für Arbeitstätigkeiten anfallen. Diese Lehrstuhl­tätigkeit im Fach Geschichte fand ich sehr spannend. Deswegen habe ich dann auch nach dem Studium ein Volontariat bei einer Fachstelle für Regionalgeschichte gemacht. Ich habe mich also vom Journalismus wegorientiert und mehr hin zu einer wissenschaftlichen Tätigkeit. Ich würde sagen, es war immer die Frage zwischen einer wissenschaftlichen Tätigkeit und einer Referent:innentätigkeit im außeruniversitären Forschungsbereich. Das Volontariat sehe ich heute als Vorbereitung auf das, was ich jetzt im Wissenschaftsmanagement mache. Ich habe mich dann aber nochmal für die Promotion entschieden, weil mir noch nicht ganz klar war, ob ich in der Wissenschaft bleibe oder die Referent:innentätigkeit wähle, für die viele auch eine Promotion empfohlen haben. Es hat sich dann auch erst während der Promotion gezeigt, dass ich definitiv nicht in der Wissenschaft bleiben möchte und mich wirklich für Wissenschaftsmanagement oder eine Verwaltungstätigkeit entscheide.

Das heißt, Sie haben also den Wunsch, das zu tun, was Sie heute machen, erst während der Promotion entwickelt?

Genau. Meine Promotionsstelle war drittmittelfinanziert. Ich war daran beteiligt, den Drittmittelantrag zu schreiben. Und das war eine entscheidende Erfahrung, weil ich dann auch gemerkt habe, dass mir gerade das Spaß gemacht hat – sich einer wissenschaftlichen Fragestellung nochmal von einer anderen Perspektive zu nähern. Das ist das, was Sie im Geschichtsstudium auch machen: Man hat einen komplexen Gegenstand und versucht, diesen herunterzubrechen. Das ist im Drittmittelbereich etwas anders, aber ich finde die Herangehensweise ähnlich. Wir begleiten im Wissenschaftsmanagement Anträge fachübergreifend, nicht nur aus der Geschichtswissenschaft. Mir macht das wirklich großen Spaß, wenn ich einmal verstanden habe, was die Projektidee ist. Es geht dann darum, diese Idee für die Begutachtung so herunterzubrechen, dass sie auch Fachfremde verstehen. Wie bereite ich eine Projektidee so auf, dass sie verständlich ist? Und wie durchdenke ich ein Projekt in den Herangehensweisen des

Arbeitsprogramms? Welchen Mittelbedarf brauche ich? Welche Kooperationspartner:innen benötige ich? Das zu durchdenken, macht mir großen Spaß – und deswegen bin ich auch nicht in der Wissenschaft geblieben. Denn, wenn das Projekt einmal konzipiert ist, muss ich nicht persönlich diejenige sein, die es durchführt. Das muss man sich immer, wenn man im Wissenschaftsmanagement tätig ist, vergegenwärtigen: Sie bearbeiten Vorgänge immer bis zu einem bestimmten Zeitpunkt, und dann macht das jemand anderes oder jemand anderes entscheidet. Sie müssen mit der Arbeitsleistung, die Sie erbringen, auch abschließen können.

Sie arbeiten jetzt an der Universität Passau. Haben Sie direkt nach Ihrer Promotion begonnen, dort zu arbeiten?

Genau. Den Berufszweig gibt es noch nicht so lange. Unsere Abteilung besteht seit 2009, das klingt jetzt lange. Wenn Sie mit Prozessen an der Universität und in der Verwaltung vertraut sind, ist das jedoch noch keine lange Zeit. Es hat sich nach und nach ergeben, dass die Universitätsleitungen gemerkt haben: Wir bekommen nicht mehr genug Gelder, damit unsere Mitglieder forschen können. Man bekommt vom Staatsministerium z.B. immer Gelder pro Studierenden, auch für den Bereich Lehre. Aber im Bereich Forschung gab es starke Mittelkürzungen, so dass die Universitätsleitungen gemerkt haben, dass sie mehr Expert:innen benötigen, die sie im Bereich Förderung beraten. Expert:innen, die das ganze komplexe Geflecht an Förderprogrammen national und international kennen und Lektoratserfahrung haben, um die Antragstexte entwickeln und begleiten zu können. Ich habe mich mit Passau bewusst für eine kleinere Universität entschieden, weil man da in der glücklichen Lage ist, so eine Allrounderin zu werden. Man arbeitet eng mit allen und dadurch mit sehr unterschiedlichen Bereichen zusammen, angefangen von der Finanz- oder auch Personalabteilung über die Fakultäten und Forschenden, Forschungs- oder auch Graduierten- und Transferzentren bis hin zur Universitätsleitung. Das ist bei größeren Universitäten oft nicht gegeben. Mir hat in Passau sehr gut gefallen, dass man alles (mit)macht. Ich habe zum Beispiel auch mit der Wissenschaftskommunikation viel zu tun. Ich habe sehr viel mit dem Rektorat zu tun, mit den Fakultäten und begleite nicht nur den Antrag, sondern auch die Anbahnungsphase. Das ist an größeren Universitäten häufig anders. Dort ist man oft wenig in die Entstehungsgeschichte der Projekte eingebunden, sondern erst, wenn die Projektidee steht und die Forschungsförderung kontaktiert wird. An kleineren Universitäten ist das aus meiner Erfahrung anders. Das hat mich gereizt.

Wir möchten auch gerne über Unsicherheiten sprechen, die viele Studierende während, aber auch nach dem Studium haben. Gab es in Ihrem Leben Zeiten, in denen Sie arbeitslos waren oder in denen Sie berufliche Unsicherheiten verspürten oder Zukunftsängste hatten?

Ja, am Ende der Promotion, als meine drittmittelfinanzierte Stelle auslief, ich mit der Promotion aber nicht ganz fertig war. In dieser Zeit war ich zwei Monate lang arbeits-suchend. Das war rückblickend eine sehr anstrengende Zeit. Der große Nachteil im

Drittmittelbereich, aber auch im Wissenschaftsbereich generell, ist, dass es immer befristete Stellen für den wissenschaftlichen Nachwuchs gibt und man dementsprechend nie Planungssicherheit hat. Dann läuft die Zeit mit, weil man nur begrenzt mehrfach befristete Verträge haben darf. Das war eine Drucksituation und Unsicherheitsphase, weil ich die Promotion noch nicht abgeschlossen hatte, gleichzeitig aber wusste, dass ich nicht in der Wissenschaft bleiben will und mich auf andere Positionen bewerben muss. Das war keine einfache Phase. Das ist aber leider ganz normal, und ich kenne viele, die ähnliche Phasen der Unsicherheit erlebt haben.

Würden Sie sagen, dass das Thema Familienplanung bei Ihrer Berufswahl eine Rolle gespielt hat? Oft ist das Thema leider immer noch für Frauen schwieriger als für Männer.

Das spielte schon eine große Rolle, wobei ich im Rückblick sagen muss, dass man dann so sehr im Hamsterrad ist und die Promotion abschließen will, dass es ganz wenige Momente des Innehaltens gibt, in denen man dann bewusst reflektiert oder dann auch Konsequenzen zieht und sagt: Okay, jetzt steht die Familienplanung an. Man ist dann Ende 20, Anfang 30, eine Zeit, in der man genau diese Entscheidungen treffen muss. Wenn man dann mitten in der Promotionsphase ist, ist es schwierig zu entscheiden: Starte ich jetzt die Familienplanung oder warte ich ab, bis die Promotion fertig ist? So verzögert sich dieser Prozess. Was noch hinzu kommt: Wenn beide im wissenschaftlichen Bereich tätig sind – was bei uns zu diesem Zeitpunkt der Fall war – hat man sehr häufig Fernbeziehungen, also zwei Wohnorte. Das ist auch ein großer Faktor im Verbund mit den befristeten Verträgen. Es ist unglaublich schwierig, da eine Familienplanung bzw. Planung generell möglich zu machen.

Hinzu kommt der Mobilitätsfaktor, wenn man in der Wissenschaft tätig ist. Man muss immer mobil sein. Manchmal sind es längere Archivreisen, aber hinzukommt, dass man ja auch mehrere Standorte auf dem Lebenslauf vorweisen können sollte. Das ist beim Wissenschaftsmanagement ähnlich. Ich bin eine der wenigen Ausnahmen, die wirklich zehn Jahre an einem Ort tätig ist und vorher nicht noch eine andere Station hatte. Bei mir war es so, dass ich durch das Volontariat unterschiedliche Standorte vorweisen konnte. Und während der Promotion in Köln und München habe ich zwei Universitäten kennengelernt, das braucht man auch für eine Tätigkeit im Wissenschaftsmanagement idealerweise. Der Gedanke dahinter ist, dass man unterschiedliche Systeme kennengelernt haben muss, auch unterschiedliche Bundesländer, weil es unterschiedliche Regelungen und Herangehensweisen gibt. Ob das immer so richtig ist, ist die Frage, weil ich keinen Nachteil bemerke, dass ich zehn Jahre in Passau tätig gewesen bin. Man hat Fortbildungen, man hat Jahrestagungen, es gibt Arbeitskreise, man besucht die Kolleg:innen und tauscht sich aus, um Inhalte zu erfahren und sich Wissen anzueignen.

Können Sie sich vorstellen, falls es zum Beispiel einen familiären Pflegefall gäbe, dass Sie noch einmal Ihre Stelle wechseln oder örtlich umziehen?

Mein Arbeitgeber bietet in einem solchen Fall an, dass man mehrere Monate Home-office machen oder sich mehrere Monate beurlauben lassen kann. Das würde ich zuerst überlegen, wenn ich einen solchen Pflegefall hätte. Wenn es aber etwas Längerfristiges wäre, würde ich in der Tat überlegen umzuziehen. Ich habe den Vorteil, dass ich an jeder Universität andocken kann, da jede Universität inzwischen eine Forschungsförderung und weitere sogenannte wissenschaftsunterstützende Dienste hat. Man kann teilweise auch im Transferbereich, etwa in der Gründungsförderung, arbeiten oder im Bereich der Nachwuchsförderung, etwa in einem Graduiertenzentrum, weil es ähnliche bis gleiche Mechanismen sind. Das heißt, dass man junge Forschende zu ihren Karriereoptionen oder Start-ups von Absolvent:innen berät und so mehr in den wirtschaftlichen Bereich hineingeht – auch bei Unternehmen, das ist ein großer neuer Berufszweig. Man kann an verschiedene Bereiche andocken und muss nicht unbedingt für die Universität arbeiten, um Drittmittelakquise zu betreiben. Wenn man diesen Werdegang hat, kann man auch zu Geldgebern wechseln. Sie kennen vielleicht die Promotionsstiftungen. Da kann man auch gut mit Forschungsförderungserfahrung arbeiten – oder bei den Bundesministerien, Staatsministerien. Man legt dann auf der anderen Seite die Förderprogramme mit auf und berät die Anträge aus Geldgebersicht. Man hat viele Arbeitsmöglichkeiten.

Sie haben im Bereich Zeitgeschichte geforscht und publiziert und haben dann auch promoviert. Ihre aktuelle Tätigkeit hat gar nichts mehr mit dem Geschichtsstudium zu tun, oder würden Sie dieser Aussage widersprechen?

Vom methodischen Handwerkszeug her würde ich widersprechen. Aber in der Tat habe ich selten Drittmittelanträge aus der Zeitgeschichte auf dem Schreibtisch. Auch die Inhalte meiner Promotion kommen mir inhaltlich nicht mehr zugute. Aber von der Herangehensweise, von der Methodik, wie ich recherchiere und Inhalte erschließe, profitiere ich fast jeden Tag von meinem Studium und meiner Promotion.

Gibt es weitere Skills, die Sie während des Geschichtsstudiums erworben haben, die sich in der aktuellen Tätigkeit, aber auch im Laufe Ihrer Berufslaufbahn als hilfreich erwiesen haben?

Ich glaube, das ist insbesondere die Methodik, die Herangehensweise an Fragestellungen. Im Geschichtsstudium ist es häufig so, dass man Puzzleteilchen aus verschiedenen Quellen heranzieht. Auch bei meiner jetzigen Tätigkeit muss ich unterschiedliche Expertisen und Richtlinien, also unterschiedliche Quellen, heranziehen. Man muss komplexe Texte lesen und sich mit komplexen Vorgängen beschäftigen, das muss ich auch weiterhin. Letztlich habe ich mein Handwerkszeug im Geschichtsstudium erlernt.

Was genau meinen Sie mit Handwerkszeug?

Mit Handwerkszeug meine ich, wie ich zum Beispiel in unterschiedlichen Foren und Fördersuchmaschinen recherchiere. Handwerkszeug ist für mich auch, wie ich ein Literaturverzeichnis erstelle, wie ich richtig zitiere. Quellenkritik gehört auch dazu. Das ist auch häufig im Drittmittelbereich wichtig, wenn man sich zum Beispiel über die Förderpraxis eines Drittmittelgebers informieren will. Da profitiere ich sehr von meinem Geschichtsstudium. Und jeder Antrag folgt natürlich auch formalen Kriterien. Jeder Antrag hat ein umfangreiches Anlagenverzeichnis, das muss immer korrekt aufgesetzt sein, weil es sonst als Formfehler gilt. Auch die Gliederung der Anträge ist wichtig. Ich finde, dass das Schreiben der Hausarbeiten oder auch von Konzeptpapieren im Geschichtsstudium in diesem Sinne sehr hilfreich ist. Insgesamt hilft die strukturierte Herangehensweise: Wie zitiere ich? Welche Quellen kann ich heranziehen? Was sind Entwicklungslinien, was sind die Kontexte und „impliziten“ Hinweise?

Wenn sich eine Geschichtsstudierende oder ein Geschichtsstudierender dafür interessiert, in das Wissenschaftsmanagement reinzuschmecken oder auch später mal in diesem Tätigkeitsfeld zu arbeiten, was würden Sie ihm/ihr raten?

Niedrigschwellig ist, sich als studentische oder auch wissenschaftliche Hilfskraft einen Lehrstuhl oder eine Professur zu suchen, der oder die drittmittelaktiv ist und Studierende auch in diese Arbeit einbindet, z.B. indem man Recherchen macht oder Vorstudien begleitet. Da bekommt man einen guten Einblick aus Wissenschaftler:innensicht. Zudem gibt es die Möglichkeit, bei Geldgebern Praktika zu machen. Ich würde auch empfehlen, dass man im Idealfall alle Perspektiven kennt. Dann kann man gut einschätzen, ob einem das Forschungsmanagement liegt. Es ist sehr vielseitig von den Charakteren, mit denen man zu tun hat, und man ist immer auf dem neuesten Stand, was in der Forschung passiert. Deswegen ist eine Forschungsaffinität ganz gut. Und wenn man auch Leitungsfunktionen vor Augen hat, ist die Promotion empfehlenswert.

Würden Sie sich retrospektiv noch einmal für das Geschichtsstudium entscheiden?

Auf jeden Fall. Ob ich Germanistik und Anglistik in der Kombination noch einmal studieren würde, weiß ich nicht. Aber Geschichte, gerade mit dem Schwerpunkt Zeitgeschichte, würde ich auf jeden Fall noch einmal wählen.

Warum würden Sie sich noch einmal für das Geschichtsstudium entscheiden?

Weil ich es so vielseitig finde. Man hat politikwissenschaftliche und kulturwissenschaftliche Bezüge. Während meiner Promotion hatte ich zum Beispiel auch militärhistorische und rechtsgeschichtliche Bezüge. Ich finde, dass gerade die Geschichtswissenschaft sehr anschlussfähig für das Interdisziplinäre ist, was auch der absolute Trend aller Forschungsprojekte ist. Dafür ist das Geschichtsstudium gut geeignet, weil man

so viele unterschiedliche Bereiche in die Fragestellungen, die man bearbeitet, mit einbeziehen kann. Das hatte ich zum Beispiel in den Literaturwissenschaften auch, aber in geringerem Ausmaß.

Haben Sie Tipps für Geschichtsstudierende?

Ich würde sagen: durchhalten (lacht), offen sein für neue Themen. Ich finde den Blick über den Tellerrand sehr wichtig, weil man das nur im Studium wirklich gut machen kann. Im Berufsleben ist man schnell auf einer Schiene. Ich schätze sehr am Studium, dass man in viele Dinge einfach mal reinschauen und auch praktische Erfahrungen sammeln kann.

Vielen Dank für die Einblicke, die Sie uns gewährt haben!